

Klaus Weimar

Enzyklopädie der
Literaturwissenschaft

Zweite Auflage

Francke Verlag Tübingen und Basel

75/EC 1020 W422(2)+2

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Weimar, Klaus:

Enzyklopädie der Literaturwissenschaft / Klaus Weimar.
- 2. Aufl. - Tübingen ; Basel : Francke, 1993

(UTB für Wissenschaft : Uni-Taschenbücher ; 1034)

ISBN 3-8252-1034-0 (UTB)

ISBN 3-7720-1297-3 (Francke)

NE: UTB für Wissenschaft / Uni-Taschenbücher



1. Auflage 1980

2. Auflage 1993

© 1993 · A. Francke Verlag Tübingen und Basel
Dischingerweg 5 · D-7400 Tübingen
ISBN 3-7720-1297-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbeson-
dere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Einbandgestaltung: Alfred Krugmann, Stuttgart
Gesamtherstellung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ISBN 3-8252-1034-0 (UTB-Bestellnummer)

ZLS 1995.609

INHALT

WAS IST ENZYKLOPÄDIE? (§§ 1-70)	7
Die Tradition der Enzyklopädie (§§ 1-14)	7
Wissenschaftstheoretische Leitsätze (§§ 15-21)	11
Aufgabe, Grundsätze und Anspruch der Enzyklopädie (§§ 22-45)	14
Gliederung und Aufbau der Enzyklopädie (§§ 46-70) ..	24
 ERSTER TEIL: LITERATURTHEORIE (§§ 71-183)	35
Texttheorie (§§ 71-86)	35
Die Aufgabe der Literaturtheorie (§§ 87-95)	41
Kennzeichen der Poesie (§§ 96-115)	46
Kennzeichen des Dramas (§§ 116-135)	57
Kennzeichen der Erzählung (§§ 136-161)	69
Was ist Literatur? (§§ 162-183)	81
 ZWEITER TEIL: POETIK (§§ 184-280)	93
Die Aufgabe der Poetik (§§ 184-190)	93
Theorie der Poesie (§§ 191-221)	95
Theorie des Schreibens (§§ 222-259)	123
Theorie des literarischen Schreibens (§§ 260-280)	145
 DRITTER TEIL: HERMENEUTIK (§§ 281-377)	163
 ANHANG: ZUR WISSENSCHAFT DER LITERATURGESCHICHTE (§§ 378-386)	228

- § 69. Die Enzyklopädie der Literaturwissenschaft hat drei Teile:
- a. die *Literaturtheorie*, in der vorgeführt wird, wie man einen Text als Literatur identifiziert und was Literatur ist;
 - b. die Theorie der Produktion von Literatur oder *Poetik*, in der das – in der Literaturtheorie – implizite Wissen über die Herstellung von Literatur verwandelt wird in Wissenschaft und in der also vorgeführt wird, wie man Literatur produziert;
 - c. die Theorie des Verstehens oder *Hermeneutik*, in der erfahrbar gemacht wird, wie man Literatur versteht, und in der dargelegt wird, wie man sie verstehen sollte und wie man das Verstandene verarbeiten sollte.

§ 70. Den Abschluß bildet ein Anhang mit kurzen Andeutungen zur Wissenschaft der Literaturgeschichte.

Es geht darin um theoretische Probleme, die sich stellen, wenn man sich – vergleichsweise gesprochen – mit der Geschichte des Telefonbuchs befaßt.

ERSTER TEIL: LITERATURTHEORIE

Texttheorie

§ 71. Von der Literatur als Gegenstand der Literaturwissenschaft ist einstweilen nicht *mehr* als bekannt anzusehen, als daß sie eine Gruppe von Texten ist, über deren Grenze gegenüber anderen Gruppen von Texten keine Klarheit besteht.

Daß es eine Grenze der Literatur, eine Grenze des Gegenstandes der Literaturwissenschaft geben muß (§ 18), das steht meines Wissens heute nicht mehr ernsthaft zur Diskussion. Es ist das nämlich einerseits die Voraussetzung jeder Literaturtheorie überhaupt (und an solchen Theorien herrscht bekanntlich kein Mangel), und andererseits ist mir kein Literaturwissenschaftler bekannt, der Kursbücher und mathematische Abhandlungen zum Gegenstandsbereich seiner Wissenschaft zählt.

Trotzdem ist Vorsicht angebracht. Es könnte sich ja bei den Versuchen um Abgrenzung der Literatur um prinzipiell aussichtslose Unternehmungen handeln (diesen Eindruck kann man manchmal tatsächlich bekommen), und die Ausklammerung gewisser Texte könnte ebenso ein bloßer Selbstschutz im Sinne der Arbeitsökonomie sein.

§ 72. Literatur ist daher fürs Erste als eine nicht genau definierte und vielleicht auch nicht genau definierbare Gruppe von Texten anzusehen

Die Aufgabe, die sich daraus für die Literaturtheorie ergibt, ist klar: nicht etwa vorauszusetzen, Literatur habe bereits ihre Grenzen, die nur noch erkannt und beschrieben werden müßten; sondern auszuprobieren, ob sich tatsächlich einige Texte guten Gewissens als literarische Texte identifizieren lassen (§ 59).

Deshalb muß die Literaturtheorie bescheiden als Texttheorie beginnen, um zunächst einmal zu klären, was alle Texte, ungeachtet ihres Themas, ihrer Geltung, ihres Aussehens, miteinander gemeinsam haben, damit man nicht nachher Merkmale für literarisch hält, die jedem Text zukommen. Und da reduziert sich dann die Gemeinsamkeit auf das eine: daß alle Texte *geschrieben* sind.

§ 73. Texte sind geschriebene sprachliche Äußerungen.

Man könnte sich darüber streiten, ob man nur die geschriebenen sprachlichen Äußerungen als Texte bezeichnen soll oder auch die gesprochenen. Aber an diesem Streit habe ich kein Interesse. Es ist das keine Frage der

Definition, sondern eine Frage der Terminologie, also keine Angelegenheit der Richtigkeit, sondern eine der Brauchbarkeit.

Natürlich könnte man ohne weiteres sämtliche sprachlichen Äußerungen als Texte bezeichnen, genauso wie man sämtliche Äußerungen, auch die nicht-lautsprachlichen, als Sprache bezeichnen kann, wenn man will. Aber dann braucht man wieder ein differenzierendes Zusatzwort wie «geschriebener Text», und eben das finde ich unpraktisch. Überhaupt halte ich es für günstig, umgangssprachlich gebrauchte Wörter wie Sprache oder Text möglichst eng zu fassen.

Ergebnis für den jetzigen Zusammenhang: eine Unterhaltung zwischen mir und einem Verkäufer betrachte ich nicht als Text, jedenfalls so lange nicht, als sie nicht jemand mitschreibt oder aufzeichnet und nachher abschreibt. Trivial gesagt: Text ist für mich alles Sprachliche, das geschrieben vorliegt, und das ich daher in die Hand nehmen kann. Gesprochenes gilt mir bestenfalls als Noch-nicht-Geschriebenes, also nicht einfach als Nicht-Text, sondern nur als Noch-nicht-Text.

Wie man es übrigens mit einer Definition oder Theorie der Sprache halten will, ob man sie lediglich umgangssprachlich definiert sein lassen will oder sich einer sprachphilosophischen Schule anschließt, das überlasse ich jedem Leser selbst. Man wird sehen, daß sich die Enzyklopädie der Literaturwissenschaft mit jeder Sprachtheorie verträgt oder mit keiner.

§ 74. In der Texttheorie interessieren nur die Unterschiede zwischen geschriebenen und gesprochenen sprachlichen Äußerungen.

Zum zweiten Mal habe ich Anlaß, die Nachteile der Schriftlichkeit zu beklagen (§ 53), diesmal allerdings nicht ganz so lebhaft. Am günstigsten wäre es, wenn ich Geschriebenes und Gesprochenes einfach nebeneinander halten könnte, was mir als Schreibendem leider verwehrt ist. Man wird sich zu helfen wissen, es braucht nur ein bißchen Phantasie dazu.

§ 75. Die Unterschiede zwischen einer geschriebenen und einer gesprochenen sprachlichen Äußerung entdeckt man, indem man sich vorstellt, man müsse einen Text wirklich sprechen (oder indem man es tatsächlich tut).

Gibt's in einem Text Formulierungen, die man ändern müßte, wenn man denselben Wortlaut spricht? Das hängt ein bißchen von der Auswahl ab. Ich wähle als Demonstrationsobjekt wieder einen allgemein bekannten Texttyp, von dem man nicht wird sagen können, eine Literaturtheorie sei in ihm schon heimlich vorprogrammiert: eine Zeitungsmeldung von dem Tag, an dem ich diesen Paragraphen geschrieben habe (es könnte auch jeder beliebige andere Tag sein). Ich zitiere den Anfang eines Artikels auf der ersten Seite des Zürcher *Tages-Anzeigers* vom 14. April 1979:

Busia, 13. April. Amins Kathafi-Bataillon in Jinja hat sich aufgelöst. Der Kommandant des Bataillons hat sich am Freitagmittag mit vielen seiner Offiziere nach Kenya abgesetzt. Das war am Freitag in Busia an der ugandisch-kenyanischen Grenze zu erfahren.

Wenn Sie sich in die Lage des Afrikakorrespondenten hineindenken und sich vorstellen, Sie sprächen diesen Text in Busia am 13. April 1979, dann merken Sie, was an der schriftlichen Fassung ungewöhnlich ist. Sie müßten sprechend mit einiger Wahrscheinlichkeit *heute nachmittag* statt *am Freitagnachmittag* und *heute* statt *am Freitag* sagen. Wenn man denselben Text schreibt, dann kommt's einem offenbar zwangsläufig, daß man umgekehrt *am Freitag* statt *heute* und *in Busia* statt *hier* schreibt. Ein merkwürdiges Phänomen, nicht wahr?

§ 76. Beim Schreiben steht man unter einem gewissen Zwang, Orts- und Zeitangaben anders zu formulieren als beim Reden.

Sie kennen diesen Zwang vermutlich auch aus eigener Erfahrung. Angenommen. Sie sind auf einer längeren Reise und wollen das Datum Ihrer Rückkehr nach Hause melden. Spontan würde man z. B. sagen oder schreiben: «Morgen in einer Woche komme ich um drei Uhr am Hauptbahnhof an». Das geht aber schriftlich eigentlich nur, wenn der Brief datiert ist. Und selbst dann würde man wohl doch eher statt «morgen in einer Woche» schreiben: «am 22. April» oder so. Wenn man das nicht macht, dann geht's dem Empfänger mit einiger Sicherheit so, wie wenn man vor einem Laden steht, an dem ein Zettel hängt mit der Aufschrift: «Bin in 20 Minuten zurück».

Der Grund für die seltsamen Phänomene, an die wir uns bis zur Unbewußtheit gewöhnt haben, ist nicht schwer zu finden. Beim Reden nimmt man mit der größten Selbstverständlichkeit die eigene Situation als Bezugspunkt für die Angaben über räumliche oder zeitliche Verhältnisse. Beim Schreiben könnte man das zwar auch, aber weil Schreiber und Leser in je verschiedenen Situationen stehen, ergibt sich für jeden, der sich beim Schreiben etwas denkt, eine gewisse Schwierigkeit: soll er sich auf seine eigene Situation beziehen oder auf die Situation des Lesers oder auf eine neutrale Ebene zwischen beiden?

§ 77. Beim Schreiben steht man unter einem gewissen Zwang, bei der Formulierung von Orts- und Zeitangaben von der eigenen Situation zu abstrahieren.

Erläutert am Beispiel des Zeitungsartikels: mit Bezug auf die Situation des *Schreibers* müßte er lauten «heute . . .», mit Bezug auf die Situation des Lesers dagegen «gestern . . .» und mit Bezug auf eine neutrale Ebene «am Freitag . . .» oder quasi noch neutraler «am 13. April 1979».

Die Variante «heute», also der ausschließlich Bezug auf die Situation des

Schreibers, würde zur Not noch durchgehen können, weil der Artikel ja datiert ist. Die Variante «gestern» würde Verwirrung stiften. Also wählt man als Zeitungsschreiber die Variante «am Freitag», weil sie vom Schreiber und vom Leser aus verständlich ist. Die vierte Variante schließlich, «am 13. April 1979», wäre zwar durchaus möglich, aber unnötig genau.

Ein Schreiber, der diese Zusammenhänge intuitiv oder bewußt durchschaut, abstrahiert also so weit von der eigenen Situation, bis er sich auf einer Ebene befindet, auf der er sich ohne Gefahr von Mißverständnissen mit dem Leser treffen kann. Und das ist nicht einfach die Situation des Lesers, in der das Ereignis ja eines von gestern ist, sondern eine Zwischenebene, auf der man «am Freitag» schreibt.

§ 78. Beim Schreiben steht man unter einem gewissen Zwang, bei der Formulierung von Orts- und Zeitangaben von der eigenen Situation und auch von der des mutmaßlichen Lesers zu abstrahieren.

Das alles im Unterschied zur gesprochenen sprachlichen Äußerung. Eine Zwischenform zwischen Gespräch und Text ist in dieser Hinsicht übrigens das Telefongespräch, in dem man ja durchaus «heute» sagen kann und sagt, aber nicht gut «da hinten rechts», in dem man also nur vom Ort, nicht aber von der Zeit der eigenen Situation abstrahieren müßte.

Die ganze Abstraktion, der Bezug auf eine neutrale Ebene, ist aber bekanntlich kein Automatismus. Es gibt genug Texte, deren Schreiber die Abstraktion von der eigenen Situation nicht vollzogen hat (wie der vorhin zitierte Ladenbesitzer), und es gibt auch Fälle, in denen diese Abstraktion gar nicht nötig ist, etwa wenn jener Ladenbesitzer an die Tür schreibt: «Eingang rechts um die Ecke».

Wenn man also jenem gewissen Zwang zur Umformulierung von Orts- und Zeitangaben nachgibt, dann folgt man nicht einer Naturnotwendigkeit des Schreibens, sondern seinem eigenen Wunsch, daß der Text auch in der Situation des mutmaßlichen Lesers verständlich sei, weil und sofern man den Unterschied der Situationen bemerkt hat und in Rechnung stellt. Dieses Gewahrwerden der Situationsverschiedenheit halte ich im ersten Fundamentalsatz der Texttheorie fest.

§ 79. Ein Text gehört zwei Situationen an, derjenigen des Schreibers und derjenigen des Lesers.

Daß ein Text situationsbezogen ist, unterscheidet ihn noch nicht vom Gespräch oder von der Rede. Erst daß er zu zwei Situationen gehört, ob nun bezogen auf sie oder nicht, zur früheren nämlich des Schreibers und zur späteren des Lesers, wie lang die Zwischenzeit auch sein mag, – erst das unterscheidet die geschriebene sprachliche Äußerung von der gesproche-

nen. Die Situationen vergehen, der Text bleibt. Das führt zum zweiten Fundamentalsatz der Texttheorie.

§ 80. Texte sind von situationsunabhängiger Dauer.

Dem widerspricht es durchaus nicht, daß man seit einem Jahrhundert auch gesprochene sprachliche Äußerungen konservieren kann. Denn damit ist nur zwischen die gesprochene und die geschriebene sprachliche Äußerung eine Zwischenstufe eingebaut worden: die Tonkonserve, die virtuell beliebig lange die Fähigkeit behält, Text zu werden.

Und dem zweiten Fundamentalsatz der Texttheorie widerspricht es auch nicht, daß ein Text verloren gehen, nie gelesen oder vernichtet werden kann. Denn die Texttheorie stelle ich als *Leser* auf, und ein Text, der keinen Leser jemals und also auch mich niemals erreicht, ist kein Text für mich. Ich rede hier und im ganzen Buch nur von Texten, mit denen ich zu tun habe, die ich lese oder lesen kann. Ein Text, der für mich nicht vorhanden ist, ist kein Text *für mich* und bleibt daher außer Betracht, auch wenn ich weiß, daß es Texte gegeben hat, die mich brennend interessieren würden, wenn es sie noch gäbe.

Dies bereinigt habend kombiniere ich jetzt den ersten und den zweiten Fundamentalsatz zu folgendem Ergebnis:

§ 81. Texte gehören zwei zeitlich getrennten Situationen an und sind von situationsunabhängiger Dauer.

Es sind also drei Momente zu unterscheiden: die Situation des Schreibers, der Text und die Situation des Lesers. Und da ergibt sich in zeitlicher Hinsicht:

1. Schreiber und Text sind gleichzeitig.
2. Schreiber und Leser sind *nicht* gleichzeitig.
3. Leser und Text sind trotzdem gleichzeitig.

Eben das, daß Schreiber *und* Leser zu verschiedenen Zeiten doch je mit demselben Text gleichzeitig sind, daß also der Text zwei nicht-gleichzeitige Situationen verbindet, mit denen er allein gleichzeitig ist, – eben das führt zum dritten Fundamentalsatz der Texttheorie.

§ 82. Texte sind immer gegenwärtig.

Diese Einsicht zeichnet sich durch die Evidenz des Trivialen aus und wird es daher schwer haben, sich durchzusetzen, obwohl sie nicht von heute ist und von Zeit zu Zeit wieder erwähnt wird (etwa seinerzeit von Peter Szondi). Dabei ist sie geeignet, eine unüberwindliche Abneigung gegenüber den so geläufigen Proklamationen von der Historizität der Texte zu nähren, sofern damit nur der Umstand gemeint ist, daß jeder Text in einer anderen (früheren) Situation geschrieben wird, als er gelesen wird.

Denn damit ist das eigentliche Problem noch gar nicht gesichtet, was nämlich «historisch» heißen kann angesichts eines *gegenwärtigen* Dinges, wie der Text eines ist. Sicher ist aber, daß Historizität und Gegenwartigkeit, da im Text vereint, keinen ausschließlichen Gegensatz darstellen können wie Heute und Gestern. Und wenn Historizität, falls man überhaupt sinnvoll von ihr sprechen kann, solchermassen ein gegenwärtiges Phänomen ist, dann wird die Frage, wie man ihm wissenschaftlich zu begegnen habe, doch um einiges zu anspruchsvoll, als daß sie mit einem aus dem Ärmel geschüttelten Einfall wie dem, man müsse Texte aus ihrem ursprünglichen Kontext erklären, auch nur entfernt beantwortet wäre. Denn auch den ursprünglichen Kontext muß man sich, ohne ihn vorher zu kennen, bruchstückhaft aus seinen Überresten in Texten und Dingen zusammenbuchstabieren. Und Historizität kann ja nicht allen Ernstes nur das meinen, daß man Gegenwärtiges aus Gegenwärtigem erklären soll.

Ohnehin kann man das Problem, wie man sich einem Text gegenüber verhalten soll, nicht mit Reden über den Text lösen, sondern nur mit Reden über das eigene Verhalten dem Text gegenüber. Und das ist Sache der Hermeneutik. Bis dahin wollen Sie, bitte, die einfachste und anschaulichste und handgreiflichste Wahrheit nicht vergessen, daß man nämlich Texte vor sich auf dem Tisch oder in der Hand hat.

Von hier aus gerade weiter: stellen Sie sich einmal vor, Sie hätten ein altes Buch in der Hand, ein, zwei oder mehr Jahrhunderte alt. Sie sehen Gebrauchsspuren, Namen und Anstreichungen früherer Besitzer darin, und Sie denken: vor so langer Zeit, in der unendlich viel geschehen ist, hat schon einmal jemand genau dieses Buch in der Hand gehabt. Es war vielleicht noch frischer, sicher, aber es war dasselbe Buch.

Da haben Sie wiederum anschaulich und greifbar den vierten Fundamentalsatz der Texttheorie.

Peter Szondi, Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis. (edition suhrkamp. 379) Frankfurt 1970, S. 11.

§ 83. Texte verändern sich nicht.

Gewiß, das Material kann altern oder zerstört werden. Aber solange ein Text überhaupt gelesen werden kann, d. h. solange ein Text Text bleibt (§ 80), ist er unverändert immer derselbe.

Was aber unverändert (§ 83) und immer gegenwärtig ist (§ 82), das kann selbst nicht zeitlich sein. Ein Text wird zwar in der Zeit geschrieben, aber er hat keine Zeit in sich. Ein Text ist herausgelöst aus dem Werden und Vergehen, er ist ein totes Ding und daher immer gegenwärtig, er ist vollendet im gleichen Sinne, wie die Gestorbenen vollendet sind. Der fünfte Fundamentalsatz:

§ 84. Texte sind zeitlos und vollendet.

Das ist nichts Besonderes und schon gar nicht etwas Überirdisches. Es gilt für jeden Text und nicht etwa nur für die sogenannte zeitlose Dichtung. Es gilt auch für jedes andere menschliche Produkt, für Ihre Zahnbürste genau so wie für eine antike Statue.

Auch das kann Ihnen Ihre eigene Erfahrung bestätigen. Wenn Sie nach längerer Zeit einmal wieder einen Schulaufsatz oder ein Tagebuch von früher in die Hände bekommen, dann wird Ihnen das alles mehr oder weniger fremd vorkommen; denn Sie selbst haben sich verändert in der Zwischenzeit, der Text aber ist ungerührt derselbe geblieben, ein Fossil aus Ihrer Vergangenheit: gegenwärtig und fast gespenstisch wie ein Wiedergänger.

Ein Text, um das Ganze in ein Paradox zu fassen, ist die dingliche Gegenwart der Vergangenheit, wie denn jedes vollendete, d. h. fertig gewordene und unveränderte Produkt die Gegenwart einer Vergangenheit ist. Diesen Satz, weil er so richtig und wichtig ist, wiederhole ich und erkenne ihn zum sechsten Fundamentalsatz der Texttheorie.

§ 85. Ein Text ist die dingliche Gegenwart einer Vergangenheit.

Ich meine, damit sollte die Kompliziertheit des Sachverhaltes einigermaßen angemessen erfaßt sein. Eines muß aber auf jeden Fall noch erwähnt werden: der Grund dafür, daß Texte die dingliche Gegenwart einer Vergangenheit sein können. Das ist die Verwandlung der Sprache beim Schreiben durch einen Wechsel des Mediums. Sie sei in den siebten und letzten Fundamentalsatz der Texttheorie gefaßt.

§ 86. Texte sind: in Linien verwandelter Laut der Sprache.

Die Aufgabe der Literaturtheorie

§ 87. In der Gesamtheit der Texte soll es also (§ 71) eine Gruppe geben, die als Literatur bezeichnet wird.

Diese Bezeichnung ist eigentlich eine unzulässige Abkürzung, eine Fachsimpelei am falschen Ort; denn noch im heutigen Sprachgebrauch heißt ja nicht nur der Gegenstand der Literaturwissenschaft Literatur. In schlechterdings jedem Wissensgebiet kann man von Literatur zum Thema sprechen. Auch z. B. Natur- und Rechtswissenschaft kennen *ihre* Literatur, und das sind nicht etwa science fiction und Kriminalromane. Es gibt unter anderen eine *Theologische Literaturzeitung*, die sich durchaus nicht mit religiöser Dichtung befaßt. Man kennt Klavierliteratur usw.

Das Wort Literatur hat je nach der Situation des Gebrauchs immer wieder eine andere Bedeutung, die sich allerdings immer durch Zusätze erläu-

tern läßt (medizinische, juristische usw. Literatur). Nur bei der Literatur, mit der sich Literaturwissenschaftler beschäftigen, will das nicht so recht gehen. «Schöne» Literatur sagt man mit Recht nicht mehr gern. «Dichtung» oder «dichterische Literatur» wäre an sich nicht schlecht, aber doch nach meinem Geschmack zu sehr mit Gedanken an Weihevolltes behaftet.

Ich bleibe also in Ermangelung eines besseren Wortes bei «Literatur» und meine damit die Gesamtheit der Texte, die noch am ehesten mit dem relativ eindeutigen Adjektiv «literarisch» bezeichnet werden könnte, vorausgesetzt, solche Texte bilden tatsächlich eine geschlossene Gruppe.

Die Bedeutungsgeschichte des Wortes Literatur ist übrigens noch ungeschrieben, ja es ist längst nicht jedem bekannt, daß «Literatur» früher ganz andere Bedeutungen hatte, deren Entwicklung teilweise mit dem Französischen zusammenhing. Als Hinweis auf einen besonders fremd gewordenen Aspekt der früheren Bedeutungen diene vorläufig nur ein Zitat aus der Zeit um 1800: «Man sagt: *er besitzt Litteratur*, wenn er Kenntnis der gelehrten Denkmäler einer Nation inne hat. Auch braucht man dieses Wort, wenn man sagt, dass einer nicht sehr das Innere kennt. Auch braucht man diesen Ausdruck bloß von einer *Titelkenntnis*».

Friedrich August Wolf, Vorlesung über die Geschichte der römischen Litteratur. (Vorlesungen über die Altertumswissenschaft, hrsg. von J. D. Gürtler. 3) Leipzig 1832, S. 3.

Weitere Materialien zur Bedeutungsgeschichte: Deutsches Fremdwörterbuch, Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler. Band 2. Berlin 1942, S. 34.

Emile Littré, Dictionnaire de la langue française. Tome 4. Paris 1957, pp. 1660 sq.

René Wellek, Was ist Literatur? In: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Heft 30/31 (1978) 15–19.

§ 88. Wenn es eine Gruppe von Texten gibt, die insgesamt «Literatur» heißen, dann müssen die Grenzen zwischen ihr und anderen Gruppen klar und eindeutig gezogen werden können (§ 18).

Eine solche klare und eindeutige Grenzziehung hat, meines Wissens, noch nirgends stattgefunden, weder dem Verfahren, noch dem Ergebnis nach. Es fragt sich sogar, ob überhaupt ein ernsthaftes Interesse daran besteht. Sieht man sich z. B. die Gewohnheit der germanistischen Mediävisten an, sich mit Gesetzestexten, Kräuterbüchern oder theologischen Traktaten zu beschäftigen, je nachdem, was einen aus der zufälligen und nicht sehr reichhaltigen Textüberlieferung gerade reizt, – sieht man sich das an, so kommen einem doch Zweifel, ob eine genaue Gegenstandsbestimmung der Literaturwissenschaft überhaupt gewünscht wird.

Die Ausweitung des Gegenstandsbereiches auf *alle* Texte (denn das wäre die logische Folge eines Verzichts auf eine Literaturdefinition) ist indessen auch nicht unbedenklich, wenn sie nur konsequent gehandhabt wird, wie man am Beispiel des Josef Nadler lernen kann. Er hat 1914 das Scheitern

vorliegender Grenzziehungen (mit Recht) konstatiert und daraus gefolgert, eine Grenzziehung dieser Art sei überhaupt nicht möglich, und folglich müsse sich die Literaturwissenschaft mit allen Texten überhaupt befassen: «So ist bejahend und das Gegenteil ausdrücklich verneinend der Beweis geführt worden, daß, wenn es eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern geben soll, diese Wissenschaft die *Gesamtheit* der Denkmäler als Form und Inhalt zum Gegenstand nehmen muß».

Nadler hat sich, das muß man anerkennen, nach Kräften an dieses schier unendliche Programm gehalten. Einfach hat es sich der Mann gewiß nicht gemacht. Nur gehört es dann auch zur selben Konsequenz, daß das Erkenntnisziel einer solchen umfassenden Textwissenschaft (nach der pragmatisch legitimen Einschränkung auf die deutsche Sprache) die Aufstellung des Begriffs «deutsch schrifttümlich» sein muß, also die Bestimmung dessen, was nach Ausweis des gesamten deutschsprachigen Schrifttums eigentlich das Deutsche ist. Man kann sich daraus eine ungefähre Vorstellung bilden, wie eine solche Literaturwissenschaft ausgesehen hat.

Also: Gegenstand der Literaturwissenschaft sind entweder *alle* Texte, und das dann mit den entsprechenden Folgen für das Erkenntnisziel, oder aber es ist eine genauestens umgrenzte Gruppe von Texten: die Literatur. Einen Mittelweg kann es da nicht geben, sofern logische Konsequenz unter Wissenschaftlern noch etwas gelten soll. Und aus purer Inkonsequenz die schlimmen Resultate Nadlers vermieden zu haben, das ist zwar beneidenswert, aber nicht erstrebenswert.

Josef Nadler, Die Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte. Versuche und Anfänge. In: Euphorion 21 (1914) 1–63, Zitat auf S. 29.

§ 89. Weder im dogmatisch-normativen, noch im empirisch-deskriptiven Verfahren ist die notwendige Grenzziehung zwischen Literatur und Nicht-Literatur mit der erforderlichen Klarheit und Eindeutigkeit zu bewerkstelligen.

Über das dogmatische Verfahren, das unter dem Schein indikativischen Redens (Literatur *ist* . . .) tatsächlich bestimmt, was Literatur *sein soll*, ist schon das Nötige gesagt (§ 25).

Nicht nur die Literaturwissenschaft (§ 25), sondern auch ihren *Gegenstand* empirisch bestimmen zu wollen, das ist unserer Zeit vorbehalten geblieben. Helmut Kreuzers «empirischer Literaturbegriff» «erfaßt, für einen bestimmten Raum, eine bestimmte Zeit, unter Umständen eine bestimmte Schicht, was als Literatur gilt», also sozusagen demoskopisch. Und dieser «empirische Literaturbegriff», den überhaupt Begriff zu nennen schon einige Überwindung erfordert, soll der Literaturwissenschaft sagen, womit sie sich beschäftigen soll.

Das ist die Selbstauslieferung einer Wissenschaft an den allgemeinen Sprachgebrauch schon bei der Bestimmung ihres Gegenstandes, etwa von

gleichem wissenschaftstheoretischem Status, wie wenn ein Zoologe, der sich mit Fischen befassen will, seinen Gegenstand nach dem Sprachgebrauch definiert und sich dann unter anderem auch mit Walfischen, Tintenfischen, Silberfischen und (warum nicht?) auch mit Backfischen beschäftigt.

Helmut Kreuzer, Veränderungen des Literaturbegriffs. Fünf Beiträge zu aktuellen Problemen der Literaturwissenschaft. (Kleine Vandenhoeck-Reihe. 1398) Göttingen 1975, S. 64, 74f.

§ 90. Wieder bietet sich das reflexive Verfahren (§ 26) als das einzige an, das reale Aussicht auf Erfolg hat.

Reflexion kann sich nicht auf einen Gegenstand beziehen, also nicht auf die Textgruppe Literatur, und nicht auf vorliegende Meinungen über deren Grenzen. Reflexion kann sich nur auf einen Akt, eine Tätigkeit beziehen.

§ 91. Die reflexive Ausgrenzung der Literatur aus dem Gesamtbestand der Texte wird also im Vollzug dessen und in der Reflexion darauf bestehen, wie man einen Text als literarischen Text identifiziert (§ 64a).

Damit diese Aufgabe überhaupt gelöst werden kann, muß eine Bedingung als erfüllt angesehen werden können, daß nämlich die Identifikation eines Textes als eines literarischen Textes bei jedermann gleich funktioniert.

Diese Annahme scheint mir in der Tat gar nicht einmal unrealistisch zu sein: bei einem Gedicht, einem Drama, einem Roman hat ja kein Erwachsener mit einer gewissen Lesefähigkeit und -erfahrung auch nur den geringsten Zweifel daran, daß er es mit Literatur zu tun hat. Schwierigkeiten entstehen erst in gewissen Grenzfällen und regelmäßig vor allem dann, wenn man eine mehr oder weniger ausdrückliche Definition von Literatur hat und dann feststellen soll, ob ein vorliegender Text ihr zufolge ein literarischer sei.

Es scheint gewisse Mechanismen zu geben, nach denen jedermann funktioniert, wenn er etwas als Literatur identifiziert, Mechanismen, die gar nichts mit einer expliziten Literaturtheorie oder -definition zu tun haben müssen, ja möglicherweise von einer solchen verdeckt werden. D. h. die Einigkeit darüber, was Literatur ist, könnte *praktisch* fast vollständig sein, während sie *theoretisch* sozusagen nicht vorhanden ist. Es spricht sogar manches dafür, daß die praktische Einigkeit durch Theorien verwirrt wird.

§ 92. Die Identifikation eines Textes als eines literarischen Textes scheint durch eine einheitliche Konvention geregelt zu sein.

Konvention deshalb, weil sie offenbar gelernt werden muß; Kinder bis zu einem gewissen Alter unterscheiden ja gar nicht oder nur mit großer Mühe

zwischen einem Märchen und einem Erlebnisbericht, zwischen der Vorführung eines Kasperletheaters und einem Vorfall im Kindergarten.

§ 93. Die reflexive Ausgrenzung der Literatur aus dem Gesamtbestand der Texte wird also darin bestehen, durch Reflexion die Konvention ins Bewußtsein zu heben, nach der jedermann einen Text als Literatur identifiziert.

Ich möchte Ihnen also bewußt machen, wie Sie selbst in Sachen Literaturidentifikation funktionieren, und ich meine, Aufschluß über sich selbst zu erhalten, ist sicher nicht das Dümme, das einem passieren kann.

Die Mechanismen, die ich meine, funktionieren so sicher, daß ihnen auch das Bewußtsein nichts anhaben kann. Es besteht also kein Anlaß zur Befürchtung, daß sie durch die Bewußtwerdung gestört würden. Ich kann Sie an die Erklärung des Lesens am Beispiel des Telefonbuchs erinnern (§§ 54ff.). Das ist im Grunde dasselbe Verfahren gewesen, und ich glaube nicht, daß Sie dadurch das Lesen verlernt haben.

§ 94. Die Identifikation eines Textes als Literatur beginnt mit der Wahrnehmung von Kennzeichen der Literatur an diesem Text (§ 64a).

Es fragt sich nur, welche Sorte von Kennzeichen. Das Vorhandensein von Wirbeln ist das Kennzeichen der Wirbeltiere. Ich nenne solche Kennzeichen *primäre* Kennzeichen. Primäre Kennzeichen, um es kurz zu machen, hat Literatur nicht, Kennzeichen also, die an jedem literarischen Text anzutreffen sind und ihn zweifelsfrei als literarisch ausweisen. Gäbe es sie, so wären sie sicher längst bekannt.

Eine zweite mögliche Variante sind *sekundäre* Kennzeichen oder *Symptome*, von denen es mehrere geben müßte, wobei jeder Text, an dem eines oder mehrere solcher sekundärer Kennzeichen wahrgenommen würde, als literarischer zu gelten hätte. Am Beispiel: nehmen wir an, es gebe eine Krankheit, die sich im Prinzip immer gleich äußert, nämlich in spektakulären Verfärbungen, aber in einer Auswahl von zehn verschiedenen Farben an allen möglichen Körperteilen; jemand, der plötzlich grüne Haare bekommt, hätte für den kundigen Arzt ein Symptom dieser Krankheit, genau so wie einer, der eines Tages mit hellblauen Fußnägeln dasteht.

Analoges läßt sich von der Literatur denken: aus einer ganzen Reihe von Kennzeichen hat jeder literarische Text mindestens eines, aber nicht alle eines und daselbe, und umgekehrt werden alle Texte, die eines oder mehrere dieser Symptome aufweisen, allgemein und konventionell als Literatur identifiziert.

§ 95. Wenn beliebige Texte nur anhand von sekundären Kenn-

zeichen (Symptomen) als literarische Texte identifiziert werden können, dann muß in der Wahrnehmung dieser Kennzeichen als Kennzeichen von *Literatur* bereits eine Deutung der Symptome, ein Rückschluß auf eine Ursache (§ 64b) enthalten sein.

Um noch einmal auf das eben gebrauchte Beispiel zurückzugreifen: grüne Haare können theoretisch verschiedene Ursachen haben, – eine wunderliche, aber normale Laune der Natur, eine künstliche Färbung oder eben die hypothetische Krankheit. Erst dann gelten grüne Haare als Krankheits-symptom, wenn die Wahrnehmung dieses Merkmals zugleich verbunden ist mit einer Vermutung einer bestimmten unter verschiedenen möglichen Ursachen.

Entsprechendes wird sich an jedem einzelnen Kennzeichen der Literatur bestätigen. Deshalb liefert die Suche nach Kennzeichen (§§ 96–161) zwar das unentbehrliche Material zur Bestimmung und Eingrenzung von Literatur, aber noch nicht die Bestimmung selbst.

Also ans Werk! Die Literaturidentifikation sei wahrscheinlich durch eine einheitliche Konvention geregelt, hatte ich gesagt (§ 92). Wenn das stimmt, wird man bei der Suche nach Kennzeichen mit Vorteil auch konventionell vorgehen.

Ich werde deshalb zuerst eine allenthalben unbestrittene «Kernzone» daraufhin abtasten, was in ihr als Kennzeichen in Frage kommt, eine Kernzone, die man *Poesie* genannt und in gleichnamige Alben eingetragen hat. Danach werde ich an *Drama* und *Erzählung* (als Inbegriff von Roman, Novelle usw.) ausprobieren, woran man sie erkennt und benennt.

Und dann wird schließlich zu prüfen sein, ob diese drei Untergruppen sich zu einer Gruppe «Literatur» mit eindeutigen Grenzen zusammenschließen, ob sich die Grenzen weiter hinausschieben lassen, ohne an Eindeutigkeit zu verlieren bzw. wie weit sie hinausgeschoben werden müssen, um Eindeutigkeit zu gewinnen.

Kennzeichen der Poesie

§ 96. Die Kennzeichensuche beginnt vernünftigerweise bei Texten, die jedermann problemlos als Literatur identifiziert: bei gereimten Gedichten.

Daß Reimen und Dichten für viele Leute dasselbe bedeutet, kann man bei Geburtstagsfeiern, Betriebsfesten und ähnlichen Anlässen jederzeit erfahren. Es gibt auch wieder einen Witz, der das illustriert, aber leider für diesen Zusammenhang zu drastisch.

Immerhin werden Ihnen Gelegenheiten nicht unbekannt sein, daß jemandem beim Reden zufällig ein deutlicher Reim unterläuft, – man stutzt,

lacht vielleicht, und vielleicht sagt auch jemand: «Du bist ja ein Dichter». Und wenn das jemand sagt, dann wird der Reim dazu Anlaß gegeben haben. Das könnte ganz allgemein gelten.

§ 97. Der Reim könnte ein Anlaß sein, einen beliebigen Text als literarischen zu identifizieren.

Doch die Gleichung «wo Reim, da Literatur» stimmt wohl doch nicht oder zumindest nicht in dieser einfachen Weise. Denn grundsätzlich muß man ja schon aus Gründen der Wahrscheinlichkeit damit rechnen, daß in jedem beliebigen Text einmal ein Reim vorkommt. Und hält man so einen Text dann schon für Literatur? Wohl kaum.

Ich nehme ein unverdächtiges Beispiel, um das zu belegen. In der Schweizerischen Bundesverfassung lautet der Artikel 59, Absatz 3: *Der Schuldverhaft ist abgeschafft*. Besser könnte man gar nicht reimen, und auch rhythmisch stimmt die Sache genau: zwei Zeilen sozusagen, mit je vier Silben und genau gleich liegender Betonung: Der Schuldverhaft/ist abgeschafft.

Trotzdem käme sicher niemand auf die Idee, wegen dieses einen Reims die ganze Bundesverfassung der Literatur zuzuschlagen oder wenigstens diesen kurzen Satz als literarisches Einsprengsel in einem nicht-literarischen Text zu betrachten.

§ 98. Das Wahrnehmen eines Reims ist noch kein zwingender Anlaß, einen Text als literarischen Text zu identifizieren.

Warum das so ist, liegt gar nicht so ohne Weiteres auf der Hand. Ich glaube, einmal irgendwo gelesen zu haben, es liege in solchen Fällen am Kontext; ein gereimter Zweizeiler z. B. sei im einen Kontext (Verfassung) *nicht* Literatur und in einem anderen (längeres Gedicht) sehr wohl. Das mag stimmen, schon, ist aber nicht mehr als eine Beschreibung der Feststellung, daß Reime auch in nicht-literarischen Texten vorkommen, löst also unser Problem nicht.

Ich vermute, daß es auch heute noch so ist: uns jedenfalls hat man im Deutschunterricht beigebracht, daß man in Aufsätzen Reime («aus stilistischen Gründen») gefälligst zu vermeiden habe.

Und hier wird der Grund liegen: Reime in einem Kontext, der normalerweise keine Reime kennt, gelten als Versehen, als Mangel an Kontrolle über das eigene Schreiben. Umgekehrt: so ein gereimter Zweizeiler veranlaßt einen, wenn man ihn überhaupt bemerkt, nur dann zum Urteil «aha, Literatur», wenn man sicher zu sein meint, daß dergleichen Reime vom Autor des Textes *beabsichtigt* sind.

§ 99. Das Wahrnehmen eines Reimes ist erst dann ein zwin-